

Nr. 4. Bromberg, den 6. Januar. 1934

Winke, bunter Wimpel . . !

Eine Fischergeschichte von der Kurischen Nehrung

von Alfred Karrasch.

Der Pastor Stober steht vor dem Altar. Zu seinen Füßen ist kniend das Jungvolk. Die Mädchen in weißen Kleidern. Die Jungen in blauen Anzügen, Fischerjungs in den Anzügen, wie ihre Väter, die Fischer, sie tragen.

Der Pastor Stober hebt seine Hände, er sieht über das Jungvolk und über die ganze Gemeinde: „Und ich lasse dich nicht, Herrgott, du segnest sie denn. Und ich lasse dich nicht...“ Seine Stimme ist Inbrunst... „Und ich lasse dich nicht, du segnest sie denn, die ich heut zu dir führe. Und du segnest ihre Mütter und Schwestern. Und kommst mit deinem Segen auch zu ihren Vätern. Und ich lasse dich nicht, Herrgott, Herrgott, du segnest sie denn, und jeden einzelnen unter ihnen, und segnest uns alle. Herr, komm mit deinem Segen zu uns. Herr, komm zu uns über die See...“

Die Orgel setzt gewaltig ein. Das braust, das Lied vom Christe, der zu ihnen über die See kommen soll. Der Pastor steht immer noch, die Hände ausgebreitet, erhoben, er ruft: Und ich lasse dich nicht! in den dröhnenden Sturm der Orgel. Ein breiter mächtiger Strom Sonnenlichts fließt durch die Fenster der kleinen Kirche. Die Frauen sind niedergesunken in den Bänken und knien und beten und weinen leise. Die Männer haben die harten, braunen Hände gefaltet, ja, wie der Herr Pastor das sagt, so soll's sein, Herr, ja, komm zu uns allen über die See.

Die weißen Papierkronen, die heute, an diesem Tag unter den alten messingnen Leuchtern aufgehängt sind, leuchten und funkeln. Durchs ganze Kirchenschiff ziehen sich weiße Papiergirlanden. Die Tür der Kirche ist weit geöffnet nach draußen, in all den Glanz. Wenn die Orgel aussetzt, wenn für einen Augenblick der Gesang abbricht, hört man von draußen das Springen und Lärmen des frohen Frühlingswindes. Dann hört man, wie der Wald rauscht. Dann hört man, wie weit, weit, fernher die Wasser rauschen und schlagen.

Die Orgel hört auf. Das Lied ist zu Ende. So, nun steht auf, Kinder, und nun geht.

Die Kinder stehen vom Altar auf. Der Pastor neigt sich zu jedem: „Und gebt mir noch einmal die Hand. So. Gottes Segen über dir, Johanna Roespel. Alles Gute für dein weiteres Leben, mein Kind. Alles Gute für dich, Martin Barweitis, wirst nun dem Vater helfen? Wirst mit ihm zur See gehen? Sei ihm ein treuer Knecht. Alles Gute dir, und auch dir und auch dir . . . Und auch dir Gottes Segen und Frieden . . . und Frieden . . . hörst du mich, Gottes Frieden, David Peleikis . . .“

Nun rücken sie in den Bänken und stehen auf. Sie nehmen ihre Kinder zwischen sich, Vater und Mutter, und gehen so aus der Kirche: nun kommt in unser festliches Haus.

Die Marucke kommt, weint, küßt den Jungen: „Mein Dow . . . mein Dow . . .“

„Mutter . . .“ Es ist einen Augenblick so, als wollte er sich in die Arme der Mutter werfen. Dann steht er wieder bolzengrad da. Blutleer ist sein Gesicht.

„Nun komm, mein Dowchen, nun komm nach Haus . . .“ Die Mutter schluchzt und wendet sich ab.

Er hat ja keinen Vater, der heute auf seiner andern Seite gehen kann . . . „Komm, Dow, ich geh' neben dir . . .“ sagt der Pastor, tritt hinzu . . . „Komm, Dow . . .“ Er legt den Arm um die Schulter des Jungen. „So, und nun kommen Se, Frau Peleikis . . .“

Sie gehen aus der Kirche, der David tritt aus der Kirche . . . nun bleibt er stehen, blinzelt ins helle Licht, sieht sich um . . .

Ich weiß, was jetzt in dir vorgeht, denkt der Pastor. „Komm, Dow, komm . . .“ Er legt noch fester den Arm um ihn.

So schreiten sie um die kleine Kirche herum, nach dem Wege zu, der ins Dorf abwärts führt. Denn, wie gesagt, die Fischerkirche von Nidden liegt doch etwas auf einer Höhe, auf einem kleinen Berg; und wenn man nun an den Weg kommt, der hinunter ins Dorf führt, an die Biegung, dann liegt alles da, Dorf, Haff und Düne und Häuser und Boote in einer großartigen Aussicht.

Und das ist heute noch ein besonderer Anblick. Das alles, was unten ist, jauchzt vor Licht. Das Licht stürmt und blitzt und flammt. Soweit man sieht, daß die Augen schmerzen. Überall ist dies große Licht, soweit man sieht, wie eine große herrliche Freude. Die Düne dampft und wirft Schwaden hoch. Wie eine mächtige Fahne der Freude flattert das über ihr. Das Haff ist blau und silbern und leuchtet. Wie Jubel und Freude ist das Licht über dem Haff und über dem Wald. Wie in Freude blitzen und funkeln die bunten Giebel und Dächer der Häuser. Am Strande sieht man die Boote mit ihren Wimpeln . . .

Der Dow ist da oben am Wege stehengeblieben . . . und sieht und sieht . . . Wie das alles leuchtet heute . . . und der Vater war nicht in die Kirche gekommen, doch nicht . . . Ich sehe jetzt den Weg zum Dorfe hinunter, den ganzen Weg, er liegt klar in dem hellen Licht . . . Aber den Vater kann ich auf dem ganzen Wege nicht sehen . . . Und dort unten sind die Boote mit ihren Wimpeln, dort ist auch Vaters Boot, hat einer so schön wir wir, wie unser Boot über die Toppen geflaggt . . .? Der Vater aber ist nicht in die Kirche gekommen. Ich sehe den ganzen Weg in das Dorf, jetzt müßte der Vater doch kommen . . . Denn ich geh' doch schon aus der Kirche nach Haus . . . Der Vater aber ist immer noch nicht gekommen . . .

„Dow . . .“ sagt mit einemmal der Pfarrer. Er weiß nicht, was da so mit einemmal aus ihm sprechen will, und warum er das tut. Aber ihm ist so, als müßte er jetzt mit einemmal etwas . . . irgend etwas bezeugen . . . „Dow . . . hör mal, was ich dir sage . . . Ja, also hör mal . . . mir ist so . . . ich weiß das genau . . . also dein Vater, Junge, kommt doch . . .!“

Nein . . . nein . . . nein . . . Jetzt aber läßt Dow den Kopf sinken. Jetzt zum erstenmal ist es mit ihm vorbei. Nein, nein, nun könnt ihr alle kommen und reden und tun.

Nein, wenn der Vater jetzt nicht gekommen ist . . . Er läßt den Kopf sinken: „Nein . . . nein . . . nun weiß ich . . . nun kommt der Vater nicht mehr . . .!“

„Was sagst du . . .?“ Jetzt fängt aber der Pfarrer an, sich zu ereifern. „Was, Dow, redest du da zusammen . . .? Und ich sag dir, David, er kommt!“ Seine Augen blitzen. Wie ein Krieger und Kämpfer vor Gott ist wieder der Pastor geworden: „Und ich sage dir, daß er kommt. Was ist das mit einemmal, Junge, mit dir, jetzt kleingläubig werden? Der Vater kommt. Er muß kommen. Und wär's nur um deinetwillen, und was du alles für ihn getan hast. Und er kommt. Sonst, ja, dann müßte ja der Herrgott ein ganz schlechter Kerl sein, wenn er dir jetzt nicht den Vater nach Hause brächte . . .“

Der Dow steht da. Ein kleines Lächeln geht über sein schmales Gesicht. Dann müßte der Herrgott ein schlechter Kerl sein, hat der Herr Pastor in seinem Eifer gesagt . . .

Er sieht noch einmal über den großen Glanz. Dort unten ist das bewimpelte Boot. Nein, nein, sonst wäre heute der Vater gekommen . . .

Nein, nein . . . nun weiß ich . . . Nun kommt der Vater nicht mehr nach Haus . . .

*

„So, Mutterchen, nun weiß ich bestimmt . . .“ sagt der Dow später zu seiner Mutter, „nun kommt der Vater nicht mehr. Nun werde ich nicht mehr warten. Nein, Mutter, jetzt bin ich bei dir. Jetzt bin ich nur für dich da und warte nicht mehr . . .“ Er wirft ihr die Arme um den Hals und küßt sie.

Du wartest nicht mehr . . . denkt die Mutter, du sagst, du wartest nicht mehr . . . Und ich seh' doch, du horchst dabei immer noch nach der Türe. Du siehst zum Boot, horchst und siehst, ob nicht doch noch heute der Vater kommt . . .

Das ist mal heute ein herrlicher Tag. Das ist mal heute ein froher Tag für das ganze Dorf. Musik. Harmonika. Lieder aus allen Häusern. Die eingesegneten Mädchen gehen stolz in ihren weißen Kleidern durchs Dorf spazieren. Arm in Arm, sorgsam in ihren Händen halten sie die spitzenbehäkelten Taschentücher. Die eingesegneten jungen Leute wandeln ihnen entgegen, feierlich, stolz, in dem neuen Anzug. An der Rockklappe die Sträußchen. Wie die Hochzeiter sind sie anzusehen.

Nun, und die aus dem Hause Peleikis?

Die sitzen, Marucke und Dow und der Mik, auf der Bank vor dem Hause. Sie sehen in das große Leuchten, das wie Gottes Segen über dem Land und dem Wasser liegt. Ihre Gesichter erscheinen wohl unbekümmert. Aber jedes Herz denkt: Er wird vorbeigehen, der Tag. Dieser Tag. Von vielen ist er für unsre Herzen der schwerste gewesen . . .

Wieder Abend. Wie eine Gnade ist er zu den drei Menschen gekommen. Ja, endlich, endlich ist es wieder Abend geworden.

Der Jungknecht ist längst zum Tanzen in den Dorfkrug gegangen. Jetzt steht der alte Mik auf, humpelt davon: „Ich muß noch mal nach den Netzen sehen. Denn morgen in aller Frühe geht's wieder raus.“ Er verschwindet hinter dem Haus. Die Mutter steht auf: „Es ist wieder Zeit. Ich muß jetzt Abendbrot machen . . .“

Der Dow ist allein. Gut, daß ich allein bin. Denn ich muß jetzt nach dem Boot hinunter.

Ich muß die Flaggen abnehmen. Keiner soll das tun. Ich allein darf das tun. Denn das ist doch wie ein Begräbnis von Vater.

Er geht zum Boot. Er steht am Boot. Der Strand ist leer. Wer soll auch am Strand sein. Denn die singen und tanzen und spielen im Dorf, dort hinter den hellen Fenstern. Jetzt, gleich, wird es ganz dunkel sein. Dann sieht mich keiner, wie ich die Flaggen herunternehme. Dabei soll mich auch keiner sehen.

Er steht und horcht. Er wartet und lauscht. Gesang, Musik aus dem Dorf, und die Wellen schlagen leicht an das Boot und sanft auf den Strand. Jetzt ist es dunkel. Drüben, hinter dem schwarzen Wasser, wie der Lichtschein der Bake zuckt. Der Nachtwind kommt. Er fröstelt. Wie öde, wie kalt der Nachtwind heranbraust.

Er steigt in das Boot. Er erschrickt. Wie seine Schritte poltern. Er löst am Vordersteven die Flaggenleine. Er fährt auf. Was war das? Doch nur ein Platschen des Wassers. Aber ich bin wie ein Dieb . . .

Jetzt oben zum Mast. Er löst dort die Leine, herunter, so . . . jetzt noch achtern die Leine gelöst. So, das war es . . . So, das ist nun, Stück für Stück, so wie ich die Flaggen herunterhole, ein Begräbnis gewesen . . .

So . . . Er sieht über das Schiff . . . hoch zum Mast . . . Alles kahl . . . alles wieder kahl . . . kahl und schwarz steht wieder der Mast gegen die Nacht. So . . . jetzt ist der Vater beerdigt . . . nun wart' ich nicht mehr . . . Er springt aus dem Boot an den Strand.

Richtig . . . etwas hab' ich vergessen . . . den Wimpel hab' ich vergessen . . . Noch den Wimpel heruntergeholt . . . Er tritt wieder zum Boot zurück.

Noch — den — Wimpel —

Aber nein . . . nein . . . nein . . . Ich bin wie ein Schuft . . . Plötzlich nimmt es ihn . . . Ich bin wie ein Schuft . . . Im Dunkel komme ich, Vater, wie ein Dieb, um dir alles zu stehlen . . . Nein, nein, nein, vergib mir, Vater . . . wenigstens den Wimpel, dein Letztes, den kleinen Wimpel will ich dir lassen . . .

Vater . . .! Er wirft sich in den Sand. Er wirft sich da in das Strandgras und schluchzt: Wenigstens — den Wimpel — Aber warum — warum, Vater — bist du auch heut nicht gekommen . . .?

Aber nun — was hab' ich getan . . . wie ein Dieb bin ich gekommen . . . ich habe dich bestehlen wollen . . . um deinen Wimpel . . .

Ja, ja, ja . . . und ich warte wieder auf dich, Vaterchen . . .

*

Es ist nun nach Mitternacht. Ein Wanderer, schon hinter Pillkoppen, mit der Richtung auf Nidden, geht in der Haffschälung.

Es ist der Christup. Mit dem Abenddampfer, der die Fischerfrauen, die von den Märkten aus Königsberg kommen, nach Rossitten zurückbringt, ist auch der Christup bis Rossitten gefahren. Kurz vor Mitternacht ist das Schiff in Rossitten, seiner letzten Station.

In Cranzbeek, dem kleinen Ausgangshafen des Dampfers, hat der Christup an einer dunklen Stelle des Kais gewartet, bis das Schiff schon im Abwerfen war. Dann ist er an Bord gegangen. Scheu und schnell um das Licht aus der Kajüte herum. Er ist aufs Vorschiff gegangen, zwischen die Deckslasten, Kisten und Körbe, zum Ankerspill. Dort, allein, abgewendet noch vom spärlichen Lichtschein aus der Kapitänskajüte, hat er seine Fahrt in die Heimat angetreten.

Nach Stunden Rossitten. Das Schiff ist vom dunklen Haff zu den stillen Lampen der Rossittener Mole eingebogen. Kaum daß die Landeplanke gelegt war, war der Christup von Bord. Rascher Weg durch das Dorf. Endlich wieder Dunkel und Wald. Bis nach Pillkoppen auf der Landstraße. Vier Stunden Weg können das gut bis Nidden werden. Der Christup schreitet aus. Gegen das Morgengrauen kann ich . . . kann ich . . . soweit sein . . .

Hinter Pillkoppen hat er die Landstraße verlassen. Er hat sich selbst vorzureden versucht, daß er des schweren Gehens im weichen Sand der Landstraße müde wäre. In der Haffschälung würde er leicher gehen. Er will sich nicht hingeben an das, was in ihm braust, nach ihm greift. Aber es hat ihn nach dem Wasser des Haffs gezogen.

Er geht in der Haffschälung. Der Himmel hat sich mit Wolken bedeckt, kein kleines Sternenlicht, nur tiefe und dunkle Nacht. Matt und fahl allein, nur ein paar Schritt weit, leuchtet mit kaltem Glimmen der Strand.

Er geht. Er denkt: Was bin ich doch für ein verfluchter Mensch, aber ich hab' es verdient, daß ich so — so — nach Haus, in die Heimat zurückkehren muß. Er schreitet aus. Er spürt das Wasser an seinen Füßen. Er glaubt, trotz der Finsternis alles erkennen zu können, die Weite des Wassers zu seiner Rechten, zu seiner Linken die düstere Höhe der Dünenwand. Alles ist ihm vertraut, wird ihm wieder vertraut und steigt auf. Auch das Dunkel über dem Haff und den Dünen, auch diese Nacht ist seine Heimat gewesen. Mit einemmal ist ein Kraftstrom in seinen Gliedern, er spürt ihn und gibt sich ihm hin, es ist seltsam, mächtig, wie eine Fülle aus Mannstum und Stolz. Was ist das in mir plötzlich für eine Kraft, denkt der Christup, er schreitet hochaufgerichtet und stark und trägt die Fäuste geballt. Und senkt den Kopf und erkennt: so macht auch die Heimat.

Er denkt voraus, an das, was sie sagen werden, an ihre Gesichter, und das, was da sein wird . . .

Was wird sein? Was wird er treffen . . .?

Eine wölfische Unruhe fällt ihn an. Sie reißt ihn ein paar Schritte in einem taumelnden Laufen vorwärts.

Dann, plötzlich hält es ihn an. Er horcht wie in Schrecken hinaus. Sein Herz schlägt schwer. Horch, was ist das . . .? Aber nur die Haffwellen beschäumen mit leisem und sanftem Klopfen das Ufer. Wie das schlägt... Das Herz der Heimat. Wie das still schlägt und gut . . .

Nein, ein neuer und sanfter Strom umfließt ihn wie Gläubigkeit... nein, nur ich war untreu, aber die Heimat ist gut und treu . . . sie hat mir gehütet, was ich dort — zu finden — hoffe — —

Weiter der Weg. Was ist das? Ist die Nacht heller geworden? Ich sehe doch alles, ich weiß auf den Schritt, wo ich bin. Ich erkenne doch alles.

Ja, und dort auf diesen sanfteren Hang muß ich steigen, wenn ich auf den Rücken der Hochdüne kommen will.

Die Nacht ist schwarz, undurchdringlich. Keine drei Schritt weit zu sehen. Der Christup wendet sich aus der Haffschälung ab. Es ist wie aus dem letzten Lichtschimmer, der noch im Dunkel ist.

Aber der Christup geht sicher und stark. Ein Lächeln liegt auf seinem Gesicht. Und jetzt — jetzt — muß die Steigung kommen . . .

Da ist die Steigung. Der Christup, der Riese, freut sich wie ein Kind.

Er steigt auf. Das ist ein mühsames, langsames Steigen. Die Zeit vergeht, und jetzt weicht die Nacht.

Es geht rasch. Die Nacht wird müde und grau. Graues und kaltes und fahles Licht über dem Haff. Grau und gespenstisch treten die Umrisse der Dünenberge heraus.

Jetzt werd' ich es sehen, denkt der Christup, wiedersehen, was ich so oft in meinen Gedanken gesehen habe. Es ist in ihm wie die Furcht vor einer großen Entscheidung. Daneben wie Trost und Frieden und ein Entzücken, das ihn an die Kindheit erinnert. Er sagt vor sich hin: „Jetzt will ich nichts sehen. Ich will erst sehen, wenn ich oben auf der Hochdüne bin. Jetzt will ich nur auf den Weg zu meinen Füßen achten. Erst wenn ich oben bin, dann ist auch das Licht schon hell geworden... dann werde ich sehen... Und dann werde ich alles . . . dann werde ich alles sehen . . ."

So, den Blick auf den Sand des Hanges geheftet, der vor ihm hochgeht, steigt der Christup auf. Immer weiter. Nun nur noch wenige Schritte, dann habe ich die Entscheidung . . .

Das Licht wird heller und heller, drüben von Ost kommen die ersten Wolken mit zarten lichtroten Säumen herangesegelt... Nicht sehen, nur den Weg, gleich werde ich oben sein . . .

Er sieht krampfig und spielerisch wie ein Kind nur auf den Sand unter seinen Füßen, aber in seinen Augen ist doch die Empfindung des jungen Morgens und dessen, was um ihn ist. Er kennt dieses Bild . . . Und jetzt schießen drüben, auf der Festlandseite die ersten Strahlen hoch, es kommt siegreich und flackernd hervor hinter dem nebeldunstigen blauen und fernen Walde. Jetzt, jetzt... gleich... Er kennt jeden Schlag des Uhrwerks der Natur, das hier geht . . . Jetzt, jetzt... gleich braust singend, daß sich die Wellen kräuseln, der Morgenwind über das silbern aufschimmernde Haff... Ja, und jetzt, und jetzt... trifft der Strahl der jungen Sonne die Kuppen der gelben Berge... Jetzt, richtig... der Sand zu seinen Füßen glimmt auf...

(Schluß folgt.)

Die seltsame Geschichte der kleinen Lama Klaß.

Erzählt von Valeska Lusig.

Sie war im Zwischendeck eines gewaltigen Ozeanriesen geboren. Ihre Mutter starb, nachdem sie den ersten Schrei des Kindes gehört. Man versenkte sie ins Meer. Der Vater, Peter Klaß, ein Friese, war so untröstlich, daß er sich um das Kind nicht kümmerte. Es hatte ihm ja die junge Gattin geraubt. Aber die Kleine bekam unzählige Mütter und Väter, die sich ihrer auf das liebevollste annahmen. Namentlich ließ Lydia, eine junge deutsche Lehrerin, sie nicht aus den Armen. Lydia kehrte von einer Urlaubsreise nach Lima zurück, wo sie an einer deutschen Schule angestellt war.

Sie behauptete, die Kleine habe so sanfte, liebreiche Augen wie die weißen Lamas in Peru, die schönen Tiere, die dem Indianer heilig sind. Man nannte das Kind Lama. Ein absonderlicher Name, aber war es nicht etwas Wunderbares um dieses Geschöpfchen? Alle auf dem Schiff stimmten überein, daß sie nie ein Neugeborenes mit so wissenden, klugen Augen gesehen hätten wie dieses hier. Es war weder krebsartig rot noch faltig, wie es so oft die zur Welt Gekommenen in den ersten Tagen sind. Seine Haut war wie Pfirsichflaum, von sanfter Rundung Kinn und Bäckchen. Man verurteilte den Vater, grollte ihm, daß er dem Kinde zürnte.

Die Angelegenheit ward Schiffsgespräch und drang bis zur Luxuskabine vor. Ein reicher Minenbesitzer aus Peru nahm besonders lebhaften Anteil. Was? Ein deutscher Auswanderer, dem ein Unglück zugestoßen? Arm? Von Hof und Haus vertrieben? Vielleicht gab er einen tüchtigen Verwalter für Don Alfonsos Rinderherden ab, die von den Indianern nicht sorglich genug betreut wurden. Der Peruaner hatte schon immer nach einem deutschen Arbeiter getrachtet. So ließ er durch seinen schwarzen Diener Peter Klaß rufen und fragte ihn, ob er in seine Dienste treten wolle. Der Friese, der eigentlich nach Argentinien strebte, wo er Verwandte besaß, war seinem eigenen Geschick gegenüber gänzlich gleichgültig geworden und nahm das verlockende Anerbieten an. Ob Peru, ob Argentinien? Was machte es schon aus?

So reiste die kleine Lama, immer in den Armen Lydias, von Buenos-Aires weiter um die Südspitze Amerikas herum nach Peru. Als sie im Hafen von Lima anlegten, reichte die junge Deutsche ihr Pflegekind dem Vater, denn jetzt glaubte sie, sich von ihm trennen zu müssen. Aber hilflos sah Peter auf das Bündel und bat Lydia demütig, ihn und das Kind nicht zu verlassen. So kam es, daß eine deutsche Lehrerin ihren Beruf und ihre Stellung aufgab, um das Kind ihres Herzens weiter betreuen zu dürfen, und daß sie die Gattin des Friesen Peter Klaß wurde. Sie hatten es gut im Lande der Inkas. Don Alfonso Garcia wußte die Dienste Pedros, wie Peter fortan hieß, zu würdigen. Er war ein gütiger Herr. Lama wuchs in vollkommener Freiheit heran, gedieh und erblühte zu einer seltsamen Schönheit. Die südliche Sonne gab ihrer hellen Haut eine zart-bräunliche Tönung, die zu dem Blondhaar und den meerblauen Augen in eigenartigem Gegensatz stand.

Die junge Deutsche war der Liebling der stillen, demütigen Indianer, wie aller, die mit ihr in Berührung kamen. Doch zwei Gegner hatte sie, den Neger Jim und Vincento, den einzigen Sohn Alfonsos. Während sich der Schwarze in unziemlichen Späßen ihr gegenüber erging, quälte der andere sie, riß sie an den Zöpfen, schlug das weiße Lama, das ihr Alfonso geschenkt und von dem sie nicht zu trennen war. Wenn sie in Tränen ausbrach, schien er befriedigt. Dieses Lama war größer als die anderen der Herde und, wie es seiner Herrin schien, auch anmutiger und schöner. „Mammi", wurde es von der menschlichen Lama genannt, weil es sie mit köstlicher Milch versorgte und bei ihr wachte, wenn sie im Agavenbusch schlief. Das Mädchen schmückte die weiße Freundin mit Bändern und kleinen Glöckchen, und Mammi trug diese Zier mit Stolz und Würde. Die Indianer fanden eine Ähnlichkeit zwischen den beiden Lamas nicht nur im Ausdruck der weichen, hingebenden Augen, sondern auch in der Anmut der tänzerischen Bewegungen. Lama benutzte Mammi als Reittier, wie sie in allen sportlichen Künsten Meisterin wurde. Sie nahm es mit den Indianern im Lassowerfen auf, und ihr Pfeil traf mit untrüglicher Sicherheit. Aber mühsam nur brachte ihr Lydia das Lesen und Schreiben bei.

Don Alfonso starb, und Vincento übernahm die Hacienda, die Minen, den unermeßlichen Landbesitz. Aufrichtig wurde der Tote betrauert, denn man hatte ihn wegen seiner Gerechtigkeit geliebt. Ein anderes Regiment brach nun herein, voll Grausamkeit und Gewalt. Da geschah es eines Tages, daß Vincento an Lama herantrat, die gerade beschäftigt war, Mammi mit neuen bunten Bändern zu schmücken. Er erhob drohend die Peitsche und sagte, daß sie Schläge erhalten sollte, wenn man sie noch einmal beim Diebstahl überraschen würde. Lamas sanfte Augen verdun-

kelten sich in Tränen, als sie antwortete, daß sie nicht gestohlen habe und nicht überrascht worden sei.

„Jim sah, wie du meine Brillantknöpfe vom Tisch nahmst", schrie Vincento.

„Jim lügt", ereiferte sich Lama, und jetzt sah man, daß auch ihre liebreichen Augen in Zorn funkeln konnten.

„Jim ist schon meinem Vater ein treuer Diener gewesen", rief Vincento wütend.

„Aber heute lügt er!" Lama war empört: „Er lügt, weil er mir nachstellt und ich ihn hasse. Er hat die Knöpfe..."

„Was wagst du, Krabbe!" schrie Vincento. Er hob die Peitsche und holte zum Schlage aus. Aber ehe sie auf Lama niedersauste, war das Mädchen auf die andere Seite Mammis gesprungen. Das Tier deckte die Freundin, und dann geschah es: das weiße edle Muttertier schritt auf den Wütenden zu. Es schien ihn mit menschlichem Blick zu bannen. Dann spie es dem Angreifer ins Gesicht — einmal — zweimal. Es hatte die Wange und das Auge getroffen. Aufschreiend barg Vincento die Augen mit der Hand. Wimmernd tappte er umher, aber keine Hand rührte sich, ihm zu helfen, nicht Pedro, nicht Lydia. Starr hielten sich die Indianer zurück; ihnen schien die Rache des Lamas ein göttlich gesegneter Akt zu sein. Endlich rannte Jim herbei und half seinem Herrn. Aber Vincento erblindete, die Wange entzündete sich. Von weither geholte Ärzte standen ratlos. Bösartige Geschwüre zogen sich von der Wange über den ganzen Körper des Mannes. Dann trat der Tod ein.

Pedro, der nun wieder Peter hieß, schiffte sich mit Lydia, Lama und Mammi von neuem auf einem deutschen Dampfer ein; alle haben auf einer Farm in Brasilien eine ruhige Heimat gefunden.



Bunte Chronik



Begründeter Verdacht.

Der italienische Kanzonensänger Pasquariello ist ein äußerst sparsamer Herr. Diese Eigenschaft hat er auch seinen Nachkommen vererbt. Besonders sein ältester Sohn errang das besondere Wohlgefallen des Erzeugers dadurch, daß er lange Zeit sein Monatsgehalt auf Heller und Pfennig, wenn man so sagen darf, pünktlich ablieferte. Es handelte sich um den Betrag von 1000 Lire heutiger Währung. Eines Monats jedoch begann, was dem alten Herrn mit der Zeit schwere Sorge bereiten sollte. Der Sprößling legte nur 999½ Lire auf den Tisch des väterlichen Arbeitszimmers. Eine Straßenbahnfahrt ginge davon ab, gab er als Erklärung an. Der Vater beruhigte sich notdürftig. Am nächsten Ersten kam es noch schlimmer. Es fehlten gar 70 Centesimi. „Porto für einen Brief", lautete die Erklärung. Vater Pasquariello gab sich, äußerlich wenigstens, damit zufrieden. In seinem Innern aber nährte er einen furchtbaren Verdacht. Dem gab er Ausdruck, als bei der folgenden Gehaltszahlung gar eine ganze Lira fehlte. Das konnte nur einen Grund haben, vermeinte der sparsame Hausvater, einen beängstigenden. Er nahm den Sohn beiseite, sah ihm bekümmert in die Augen und richtete im Tone aufrichtigster Besorgnis an ihn die Aufforderung: „Jetzt gestehe aber einmal offen: Wer ist die Frau, die dich zugrunde richten will!"

Eingefrorener Wein.

Die Kältewelle, die in diesen Tagen ganz Europa heimsucht, hat auch in Ungarn vielfachen Schaden angerichtet. Bei einer großen Hochzeit auf dem Lande mußte der Brautvater die peinliche Entdeckung machen, daß seine Weinfässer, die mit edelstem Naß gefüllt waren und zur Feier des Tages angezapft werden sollten, sämtlich — — Eisblöcke enthielten. Der ganze Weinvorrat war eingefroren. Die Gastgeber befanden sich in nicht geringer Verlegenheit, die sie ihren Gästen schlecht verbergen konnten. Doch endlich hatte sich das Mißgeschick herumgesprochen, und unter allgemeiner Beteiligung an der Lösung des Problems fand man schließlich einen Ausweg. Unter Lachen und Scherzen wurden die Weineisblöcke mit Äxten zerstückelt. Dann schleppte man sie ans Feuer und taute sie langsam auf. Auf diese Weise kam die Hochzeitsgesellschaft doch noch zum Genuß des edlen Weins, auf den sie unter keinen Umständen verzichten wollte.



Rätsel-Ecke



Uhren-Rätsel.



1, 2, 3, 4, 5 = Nadelbaum,
2, 3 = Verhältniswort,
2, 3, 4, 5, 6 = Stadt in Westfalen,
5, 6, 7 = linker Nebenfluß des Neckars,
7, 8, 9, 10 = Zahl,
9, 10 = Nahrungsmittel,
7, 8, 9, 10, 11 = Teil des Baumes,
1—12 = ?

Silben-Rätsel.

Aus den nachstehenden Silben:
da - di - di - eif - eu - fel - gel - go - grim - he - i - in - ie - ka - ki - klid - le - li - li - me - mel - na - nacht - ne - ne - no - or - plom - precht - put - rak - ro - ru - ru - te - tisch - turm sind 16 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen ein bekanntes schönes Weihnachtslied ergeben.
(ch = 1 Buchstabe.)

Bedeutung der einzelnen Wörter:
1. Name des Wolfs in der Tierfabel, 2. weibl. Vorname, 3. Weihnachtsmann, 4. Lichtspieltheater, 5. arab. Königreich unter britisch. Aufsicht, 6. röm. Kaiser, 7. doppelt gefaltenes Schriftstück, Urkunde, 8. bekanntes Bauwerk in Paris, 9. etwas für unartige Kinder, 10. erdichtetes Märchenland, 11. griech. Mathematiker, 12. blauer Farbstoff, 13. Möbelstück, 14. Staat in Nordamerika, 15. kirchl. Musikinstrument, 16. ehemals deutsche Stadt.

*

Scharade.

Von Mikroskopen dich den Rest
1, 2 sogleich erkennen läßt:
Ein grimmer Recke war 3, 4,
So künden alte Mären dir.
1, 2, 3, 4 nennt eine Stadt,
Die ihr Gebiet im Norden hat.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 298

Scherz-Rätsel: (Neu jahr s nach t)
= Neujahrsnacht.

*

Wer weiß es?: Januar — Jaguar.

*

Scherzfragen:

1. Schornsteine. — 2. Seegras. — 3. Der Trauermantel. — 4. In Brillengläser. — 5. Die Schraubenmutter.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.